WerkstattGeschichte 37, Klartext Verlag, Essen 2004, S. 116-119

Der Körper der Königin

Regina Schulte (Hg.), Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt seit 1500, Frankfurt am Main/New York (Campus) 2002, 399 S., 30 Abb., 49,90 Euro

Über die Körper des Königs ist im Gefolge von Ernst Kantorowicz und bei der Untersuchung der höfischen Repräsentation in den letzten Jahren viel geforscht worden. Vergleichsweise unbekannt sind jedoch die Körper der Königin geblieben, eine Diskussion des Kantorowicz'schen Konzeptes für das weibliche Personal der Monarchie fand lange nicht statt. Diese Lücke wird nun durch den von Regina Schulte – unter Mitwirkung von Pernille Arenfeldt, Martin Kohlrausch und Xenia von Tippelskirch – herausgegebenen Sammelband etwas geschlossen. Er ist das Teilergebnis eines größeren Forschungsprojektes, das im September 2001 in einer Konferenz am Europäischen Hochschulinstitut Florenz gipfelte.

Der konzeptionellen Einleitung der Herausgeberin folgen fünfzehn Aufsätze, die vier Untertiteln zugeteilt sind – »Inkorpora-

tionen«, »Jenseits des Leibes«, »Die Monarchin der Moderne« und »Visuelle Metamorphosen« –, von denen allerdings nur die letzten beiden aussagekräftige Inhaltsbeschreibungen liefern. Ein deutliches Schwergewicht des Bandes liegt auf der englischen Monarchie, der sieben Beiträge gewidmet sind, und dabei besonders auf Elizabeth I., die in drei Aufsätzen im Zentrum steht. Die zweite Hälfte des Bandes behandelt in acht Artikeln Monarchinnen des 19. und 20. Jahrhunderts und liefert damit spannende Einblicke in die monarchische Repräsentation im Zeitalter des Bürgertums und der Massenmedien. Bei dieser Schwerpunktsetzung sind die französischen und deutschen Königinnen vielleicht etwas zu kurz gekommen, allerdings liegen für Frankreich bereits die grundlegenden Arbeiten von Abby E. Zanger sowie von Lynn Hunt und Sarah Maza vor.

Der oder die Körper der Königin schillern facettenreicher als jene des Königs, wie Regina Schulte in ihrer Einleitung zeigt. Bereits Kantorowicz hatte in seiner Studie über »The King's Two Bodies«, die ja vor allem dem überpersönlichen Amtskörper der Monarchie gewidmet war, den die jeweilige sterbliche Person des Königs vertritt, angedeutet, dass die unsterbliche Idealgestalt des Königtums keineswegs nur männlich, sondern wie die »universitas« oder die »ecclesia« auch weiblich oder gar androgyn konnotiert sein konnte. In der Königin gestalten sich die Geschlechterrelationen gar noch komplizierter, weil sie in eine vielschichtige Wechselbeziehung zu männlichen Monarchen tritt – als Gemahlin des Königs, als Mutter künftiger Herrscher, als Witwe oder eben als Monarchin und damit Hüterin des königlichen oder dynastischen Erbes. Ein Spezifikum des weiblichen politischen Körpers scheint es zu sein, dass er auf seine »natürliche«, geschlechtliche Dimension verweist, also auf seinen Mangel an Männlichkeit, der etwa mit einer betonten Vermännlichung der Königin kompensiert werden muss wie bei Elizabeth I., oder aber mit einer Überbetonung weiblicher negativer Eigenschaften assoziiert wird wie bei Marie Antoinette, um zwei Pole möglicher femininer Verkörperungen der Monarchie zu nennen. Gleichzeitig erweisen sich gerade jene Regierungszeiten, in denen Frauen das Königsamt bekleideten, als die herausragenden Perioden monarchischer Theoriebildung: So wird die Konzeption des doppelten königlichen Körpers in England, mit der Kantorowicz seine Studie eröffnet, bezeichnenderweise in der Regierungszeit Elisabeths I. ausformuliert.

Wie die Anwendung von Kantorowicz' Konzept in Einzelstudien gezeigt hat, lässt sich das Wechselspiel zwischen dem »natürlichen« und dem »politischen« Körper der Monarchie je nach politischer Konstellation unterschiedlich gestalten und instrumentalisieren, und das gilt für Könige wie für Königinnen. Während etwa Lynn Hunt und Sarah Maza den Körper der Königin Marie Antoinette als Zielpunkt von Angriffen auf die Institution der Monarchie beschrieben haben, gelangt Abby E. Zanger in ihrer Analyse der Hochzeitsinszenierung Ludwigs XIV. zu der Ansicht, dass die Königin im Gegenteil zur Stärkung der königlichen Macht beitragen könne. In ihrem Beitrag formuliert Rachel Weil deshalb einen ganzen Fragenkatalog, zu dem das Thema des Bandes Anlass gibt und der mir auch für nachfolgende Studien maßgebend zu sein scheint: »Erstens: Warum geht es um Königi*nnen?* Mit anderen Worten, was können wir über den Körper der Königin sagen, was nicht auch für den Körper des Königs gilt, und welche Einsichten sind zu gewinnen, wenn wir unser Augenmerk auf Königinnen statt auf Könige richten? Zweitens: Um *welche* Königinnen geht es? Worin unterschieden sich die Körper regierender Königinnen von Königinnen als Gemahlinnen? Was unterscheidet Königinnen in absolutistischen von Königinnen in konstitutionellen Monarchien und Königinnen, die gebären, von solchen, die das nicht tun? Und zu guter Letzt: *Welche* Körper sollen hier behandelt werden? Inwiefern trifft Kantorowicz' berühmte Darstellung

des Unterschieds zwischen *body natural* und *body politic* auch auf Königinnen zu?«

In Auswahl seien hier zwei Aufsätze vorgestellt, die mir das Potential dieser Forschungsrichtung besonders gut darzustellen scheinen. Susan Frye untersucht die frühen Selbstdarstellungen von Elizabeth I. als Prinzessin und liefert damit wichtige Aspekte zur Vorgeschichte der bekannten Porträtstrategien der englischen Monarchin, die im übrigen im darauf folgenden Artikel von Louis Montrose zusammengefasst werden. Frye kann zeigen, wie früh und wie bewusst Elizabeth ihren Platz am Hof mittels einer gezielten Bild- und Geschenkstrategie öffentlich in Anspruch nahm, und zwar zu einer Zeit, als sowohl ihre Rolle als mögliche Thronfolgerin als auch ihr Überleben überhaupt alles andere als gesichert waren: Ihre Mutter und ihr Bruder waren vom eigenen Vater hingerichtet worden, sie selbst wurde für illegitim erklärt, später durch Edward VI. zu Gunsten von Lady Jane Grey aus der Thronfolge verdrängt und schliesslich zu Beginn von Mary Stuarts Regierungszeit gar in den Tower geworfen. Unter diesen Bedingungen kann Elizabeths Überleben also schon fast als glücklicher Zufall bezeichnet werden. Schon die elfjährige Elizabeth festigt ihre Position am Hof mit Neujahrsgeschenken an ihren Vater und die Stiefmutter, und zwar durch selbst kalligraphierte und gebundene protestantische Frömmigkeitstraktate. Sie zeigt damit eine für eine Königstochter adäquate, dem neuen Glauben treue Erziehung, die über ihr Geschlecht und ihr Alter hinausweist und sie als ihrem Bruder Edward ebenbürtige Vertreterin der Königsfamilie darstellt. Dieselbe Strategie wird verfolgt, wenn ein frühes Porträt die Prinzessin in genau dem kostbaren Kleid zeigt, das sie als Dreizehnjährige 1546 zu Edwards Thronbesteigung trug. Wiederum wird das Schwergewicht auf ihre Bildung gelegt: durch das offene Buch auf dem Pult neben ihr und vor allem durch das geschlossene Buch in ihrem Schoß, in dem ein Lesezeichen steckt. Zusätzlich hat die Prinzessin einen Finger zwischen die Seiten gelegt. Die Bücher verweisen auf ihre Intelligenz und auf ihre Religiosität; einerseits verdecken sie ihr Geschlecht, andererseits weisen sie transfigurierend darauf hin. Das Porträt ist ein Pendant zu den Darstellungen des jungen Königs und stellt damit die familiäre wie intellektuelle Verbindung zum Herrscher dar und etabliert sie zugleich. Die Textbilder, die Elizabeth in den Briefen an ihren Bruder zeichnet und mit denen sie auf die inneren, loyalen Werte hinter den Porträts hinweist, unterstreichen diese Verbindung. »In diesen Geschenken sind ihre Bildung, ihre rhetorischen Kenntnisse, ihre Verschmelzung von Vorsicht und Kühnheit und ihr Wissen um die Bedeutung der Verbindung des Visuellen mit dem Textuellen enthalten«; sie präfigurieren damit die Strategien, mit deren Hilfe sie sich später als Königin ganz Englands darstellte. In dieser gezielten, kohärenten Repräsentationsstrategie wird Elizabeth I. gewissermaßen zum weiblichen Pendant der von Burke untersuchten Inszenierungen Ludwigs XIV., wobei die zahlreichen Herrschaftsbilder der Königin eben nicht einfach als Kompensation ihres mangelhaften, weil weiblichen Geschlechts, sondern als eigens dafür geschaffene Bildstrategien aufzufassen sind.

Alexis Schwarzenbach zeigt dagegen, wie die imaginären Bilder der Königin im Starkult des 20. Jahrhunderts weiterwirken, und zwar anhand der Imagebildung und -wandlung von Grace Kelly und Romy Schneider. Beide Schauspielerinnen entfalteten ihre »königliche Wirkung« vor dem Hintergrund der Thronbesteigung Elizabeths II. von England 1952, deren TV-Übertragung ein Welterfolg wurde und in deren Gefolge zahlreiche sowohl dokumentarische als auch fiktive »Königinnen-Filme« entstanden. Schwarzenbach schildert, wie Grace Kellys und Romy Schneiders öffentliche »Persona« durch eine gezielte Public-Relations-Kampagne ihrer Filmstudios konstruiert wurde, wobei man bewusst Komponenten des Privatlebens der Schauspielerinnen, also ihren »natürlichen« Körper, mit ihren Filmrollen verschmolz. Grace Kelly

wurde von Beginn an als aristokratische Lady aus gehobenen familiären Verhältnissen dargestellt, ein Bild, das durch ihre Hochzeit mit Fürst Rainier von Monaco 1956 gekrönt wurde; im gleichen Jahr spielte sie in *The Swan* folgerichtig eine Prinzessin – ihre letzte Filmrolle übrigens. Die offiziellen Hochzeitsbilder und Fotografien des Prinzenpaares schlossen diese Schaffung einer königlichen Persona auch konstitutionell ab. Die Image-Geschichte von Romy Schneider hingegen ist gebrochener: Verkörperte sie zunächst in der berühmten *Sissi*-Trilogie von 1955, 1956 und 1957 buchstäblich das romantische Bild der »sauberen und naiven, jungfräulichen und mädchenhaften« Kaiserin, die sich unter der Obhut ihrer (Film-)Mutter Magda Schneider im Film wie im Privatleben ihre Unschuld bewahrt hatte, so erhielt ihr Bild als »Kronprinzessin des deutschen Films« durch ihre ausbeutende Vermarktung durch Mutter und Stiefvater bald hässliche Risse. Schönheit und vor allem Sex-Appeal der Schauspielerin, die für die Konstruktion ihrer »Persona« unabdingbar waren, kündigten bereits ihre Image-Wandlung von der Heiligen zur Hure an, die sich durch ihre Affäre mit Alain Delon 1958 vollzog.

Die Brüchigkeit und Ambivalenz dieser königlichen Rollen zeigt sich nach dem Tod der beiden Schauspielerinnen, als Klatschgeschichten über ihr angeblich exzessives Sexualleben ihren medialen Körper verunstalteten. Schwarzenbach zufolge handelte es sich dabei um misslungene Versuche, ihren Sex-Appeal ins Gegenteil zu verkehren, ein Versuch, der im übrigen dem uralten Dekonstruktionsmuster der sagenhaft lüsternen, byzantinischen Kaiserin Theodora folgt. Bezeichnenderweise werden solche »Enthüllungen« als endlich aufgedeckte Wahrheit ausgegeben, während sie nichts anderes als narrative Weiterentwicklungen eben dieser königlichen Persona sind. Auch das Image von wirklichen Königinnen verändert sich nach erfolgreichen Revolutionen nach diesem Schema, wie die Diffamierungen Marie Antoinettes vor und während der Französischen Revolution zeigen. Diese stete (De-)Konstruktionspräsenz weiblicher Sexualität im öffentlichen Bild von Königinnen könnte ein Hinweis darauf sein, dass – wie Regina Schulte einleitend vermutet – bei der Königin der politische und der natürliche Körper untrennbar miteinander verbunden sind. Es wäre aufschlussreich, die Konsequenzen dieser Beobachtung für die öffentliche Wahrnehmung heutiger Politikerinnen zu diskutieren; dies könnte eine der hoffentlich zahlreichen weiteren Fortsetzungen der hier vorliegenden Forschungsbeiträge sein.

SIMONA SLANICKA (BIELEFELD)